



**Pressemappe
zu den Themen
Aktien-Fonds und
-Vermögensverwaltung**

Die Deutschen lieben die sichere und solide Geldanlage. Daher steht Betongold bei ihnen weiter hoch im Kurs. **Ein großer Teil der Verbraucher kann sich in den Niedrigzinszeiten aber auch für Fonds erwärmen**, wie eine Umfrage der Bafin zeigt.

Anleger und Sparer in Deutschland agieren auch in Zeiten niedriger Zinsen überwiegend konservativ. Die verbreitetsten Formen der Geldanlage sind immer noch kaum verzinsten Spargbücher und Tagesgeldkonten. Außerdem horten vier von zehn Verbrauchern bisweilen größere Geldbeträge auf dem völlig zins-, aber oft längst nicht mehr kostenlosen Girokonto. Hauptgründe für dieses unzeitgemäße Verhalten: schnelle Verfügbarkeit des Geldes und schlichte Gewohnheit. Dies ergab eine repräsentative Online-Umfrage unter 1.000 Verbrauchern im Auftrag der Finanzaufsicht Bafin.

Jeder zweite Sparer gibt aber an, dass die niedrigen Zinsen das eigene Anlageverhalten beeinflussen. Insbesondere achten Verbraucher jetzt verstärkt auf Kosten, Gebühren und Provisionen. Die gute Nachricht: Eine Mehrheit steht auch Investmentfonds interessiert gegenüber.





Corona-Krise wird zum Qualitätstest



Die Corona-Krise führt uns zurück zu den Grundlagen der Geldanlage. Wie sollte ein Portfolio aufgestellt sein, das Krisen weitgehend schadlos übersteht – und langfristig Chancen bieten kann?

Als wir vor zwanzig Jahren erstmals von einem Kunden mit der Strukturierung und Verwaltung eines großen Vermögens beauftragt wurden, spürten wir eine große Verantwortung, die weit über das hinausging, was wir bis dato mit dem Begriff Vermögensverwaltung verbunden hatten. Uns wurde klar, dass es hier nicht nur um das Managen eines Portfolios ging, mit dem banalen Ziel, einen Index zu übertreffen. Diese Aufgabe war – im wahrsten Sinne des Wortes - existentieller Natur.

Das Studium historisch einschneidender Phasen der Wirtschafts- und Börsengeschichte und der damit verbundenen Pleiten, Crashes und Pannen hatte uns geholfen, den eigenen Erfahrungsschatz, der soeben durch das Platzen des Technologiebooms erweitert wurde, zu bereichern. Insofern hatte die Erkenntnis, dass der erste Blick immer den Risiken gelten sollte, auch etwas Zeitgenössisches.

Nicht nur auf Risiken schauen

Wenn man aber nur auf die Risiken schaut, lässt sich kein Vermögen erhalten. Geschweige denn vermehren – schon gar nicht unter Berücksichtigung von Steuern und Inflation. Wenn man vor lauter Angst keinen Mut hat zu investieren, begibt man sich in eine gefährliche Sackgasse. An deren Ende kann sogar ein noch größerer Verlust stehen. Diese Erfahrung haben uns die Zeiten hoher Inflation gelehrt, als Millionen von Menschen den Wert ihrer Ersparnisse dahinschmelzen sahen. So wurde das Abwägen von Chancen und Risiken zu einem Mantra unserer Anlagephilosophie, das unsere Arbeitsweise bis heute prägt.

Fokus auf Qualität

So wie Menschen verfügen auch Vermögen (bzw. Wertpapierportfolios) über ein Immunsystem, das ihnen Widerstandskraft gegen exogene Schocks, die aus heiterem Himmel kommen, verleiht. Was zeichnet ein gutes Immunsystem aus? Das Portfolio sollte klug diversifiziert sein, die einzelnen Titel sollten ein attraktives Verhältnis von Qualität und Wert aufweisen und liquide genug sein, um genügend Handlungsspielraum zu gewähren. Unter Qualität verstehen wir die Höhe und Sicherheit der zukünftigen Zahlungsströme und die Substanz (Solvenz) der Anlage. Der Wert bemisst, wie viel davon noch nicht im Preis enthalten ist.

Die Corona-Krise wird zum Qualitätstest

Die vergangenen Wochen waren für viele Anlagen ein extremer Qualitätstest. Selbst vermeintlich sichere Geschäftsmodelle wurden durch den Corona-Shutdown infrage gestellt, zahlreiche Dividendenausschüttungen, aber auch Mietzahlungen, wurden gestrichen. Eine Delle im Geschäftsverlauf der Unternehmen kann, einem unangenehmen Schnupfen ähnlich, temporärer Natur sein. Handelt es sich aber um dauerhafte Werteinbußen, die durch die Corona-Krise ausgelöst oder beschleunigt worden sind, so liegt der Vergleich mit einem schweren viralen Infekt nahe, der langfristige Folgen für die Gesundheit (bzw. den Wert der Anlage) hat.

Wenn man also Aktien oder Anleihen von Unternehmen aus weniger resistenten Branchen wie Airlines, Banken, Touristik, Maschinenbau oder Stahlerzeugung im Portfolio hält, sollten diese aufgrund ihrer geringen Widerstandskraft gegen exogene Schocks eine entsprechend geringe Dosierung aufweisen. Das gleiche gilt selbstverständlich auch für Immobilien oder Leasingobjekte solcher Mieter.

Ohne Solvenz geht es nicht

Die Bilanzqualität ist in einer tiefen Rezession von besonderer Bedeutung. Selbst Unternehmen mit einem langfristig intakten Geschäftsmodell droht bei zu hoher Schuldenlast das Aus oder eine Zwangsrekapitalisierung, die die Altaktionäre weitgehend enteignet. Auch Inhaber von Anleihen oder Schuldscheinen, die ausschließlich den Bonitätsnoten der einschlägigen Ratingagenturen vertrauen, könnten im Zuge der Corona-Krise noch Überraschungen erleben, die mit den Erfahrungen der Finanzkrise 2008/2009 vergleichbar sind.

Business as usual? Kurzfristig eher nicht

In den kommenden Monaten werden die Anleger noch zahlreiche Wechselbäder der Gefühle erleben, die Hoffnungen auf ein baldiges Ende der Krise wecken und Ängste vor einem weiteren Absturz schüren. Es ist unwahrscheinlich, dass sich die Gemengelage schon in einigen Tagen oder Wochen auflöst und wir zu „Business as usual“ übergehen werden. Deshalb erscheint es uns sinnvoll, die im Februar aufgebauten Teilabsicherungen auf den Aktienmarkt in unseren Fonds noch eine Weile beizubehalten. Erneute Kursrückschläge werden wir nutzen, um Aktien von Unternehmen aufzustocken, die aufgrund eines guten Immunsystems nach der Krise wieder auf ihren Wachstumspfad zurückkehren können und schließlich besser dastehen als vorher. Dazu braucht man die nötige Flexibilität, unsere Kasse-Position ist üppig bemessen. Gold bleibt unsere Versicherung gegen die bekannten und unbekanntenen Risiken des Finanzsystems, die im Zuge der Corona-Krise (auch mit Blick auf die steigenden Staatsschulden und eine noch expansivere Geldpolitik) sicher nicht geringer geworden sind.

Langfristig investieren

Aktien und Anleihen von Unternehmen, die aufgrund eines stabilen Geschäftsmodells und einer soliden Bilanz stark genug sind, auch extreme Beeinträchtigungen des Wirtschaftslebens ohne nachhaltigen Schaden zu überstehen, mögen zwar temporäre Kursverluste erleiden. Nach der Krise kehren sie aber wieder auf ihr altes Niveau zurück. Natürlich kann es in Extremsituationen wie einem Shutdown zu einzelnen negativen Überraschungen kommen, die aber durch eine kluge Streuung der Anlagen ausgegült werden. Wer dagegen alle Eier in einen Korb legt – wie es etwa viele Immobilienanleger tun – kann sich nicht darauf berufen, einfach nur Pech gehabt zu haben. Das gleiche gilt für opake Anlageprodukte, deren Risiken geschickt kaschiert wurden und sich erst in einer Krise zeigen.

Die Zeit nach der Corona-Krise wird die geringe Widerstandskraft vieler bislang als sicher verstandener Anlagen offenbaren. Staatsanleihen, Konto- und Sparguthaben werden in der nun vor uns liegenden Ära der Finanzrepression langsam, aber sicher, ihre Kaufkraft verlieren. Es wäre daher verheerend, wenn Anleger die derzeitige Krise zum Anlass nähmen, sich endgültig von Substanzenanlagen wie Aktien zu trennen und sich schutzlos dem Inflationsvirus auszusetzen. Eine Kombination aus kluger Diversifikation und qualitativ hochwertigen Anlagen ist langfristig – das ist zumindest unsere Überzeugung – die erfolgsversprechendste Strategie.

"Die 2020er können sehr gute Jahre für Aktionäre werden"

Ein Interview von Christoph Rottwilm

Der Schweizer Ökonom Thomas Straubhaar war jahrelang Direktor des Hamburgischen WeltWirtschaftsinstituts (HWWI) und ist gegenwärtig Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere internationale Wirtschaftsbeziehungen, der Universität Hamburg. Aktuell arbeitet Straubhaar am Forschungsprojekt "Neuvermessung der Weltwirtschaft", finanziert von der Nordakademie-Stiftung Elmshorn/Hamburg, bei dem er Ende 2020/Anfang 2021 erste Erkenntnisse erwartet.



Als vor ungefähr zehn Jahren die Notenbanken rund um den Globus begannen, mit extrem lockerer Geldpolitik die Wirtschaftskrise zu bekämpfen, warnten manche Volkswirte vor einem starken Anstieg der Inflationsraten, der die Folge sein könnte. Im Interview mit manager magazin gab seinerzeit auch der Schweizer Ökonom und Wirtschaftsprofessor Thomas Straubhaar diese Prognose ab. Zehn Jahre später müht sich die EZB weiterhin ab, die Inflation in die Nähe des Zentralbank-Richtwertes von 2 Prozent zu bekommen - doch bislang vergeblich. Volkswirt Straubhaar hat jedoch kein Problem damit, seine damalige Fehlprognose einzugestehen. Im erneuten Gespräch mit manager magazin erklärt er, wie die volkswirtschaftliche Theorie der Realität hinterherhinkt, warum er seine Warnung heute nicht wiederholen würde - und weshalb Investoren an der Börse womöglich erfreuliche Zeiten bevorstehen.

manager magazin: Herr Professor Straubhaar, als die EZB und andere Notenbanken nach der Finanzkrise den Geldhahn aufdrehten, warnten Sie und andere Ökonomen vor der Gefahr einer stark steigenden Inflation. Obwohl die extrem lockere Geldpolitik nun schon zehn Jahre andauert, ist es bislang nicht zu den befürchteten Preissteigerungen gekommen. Warum nicht?

Thomas Straubhaar: Weil die Theorien, die mich damals zu dieser Prognose verführt haben, in der Realität falsifiziert wurden. Deshalb ist es so wichtig, darüber zu sprechen: Eine Theorie ist immer nur solange gut und gültig, wie sie es besser als andere vermag, zu erklären, was sich in der Realität abspielt. Damals waren wir alle noch stark durch die monetaristische Grundregel geprägt, dass eine Erhöhung der Geldmenge über das Wachstum des Produktionspotenzials hinaus zu Preissteigerungen führt. Das hat sich aus vielen Gründen nicht bestätigt. Deshalb müssen wir nach neuen Theorieansätzen suchen.

Weshalb hat die Theorie versagt?

Wir haben unterschätzt, dass die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes, die wir in den monetaristischen Theorien als konstant angenommen haben, in der vergangenen Dekade ganz offensichtlich stark rückläufig war. Durch eine starke Ausweitung der Zentralbankgeldmenge sollte die Kreditvergabe angekurbelt werden, aber das hat in keiner Weise stattgefunden. Mangelndes Vertrauen auf allen Ebenen und Gegenreaktionen bei der Erwartungshaltung der Unternehmen sind dafür die Ursachen. Hinzu kommen eine Reihe weiterer Dinge, die sich in den Rahmenbedingungen stark verändert haben - wie das Anrollen der Digitalisierungswelle. Insofern waren die Voraussetzungen, innerhalb derer man die Prognosen auf monetaristischer Grundlage trifft, nicht mehr gegeben.

Das Geld kam also nicht in Umlauf, weil bei Unternehmen das Vertrauen fehlte, das eine Voraussetzung für Kreditaufnahme und Investitionen darstellt. Das mag unmittelbar nach der Finanzkrise der Fall gewesen sein. Inzwischen gibt es aber seit Jahren Wachstum und Aufschwung.

Die Sicht teile ich. Deshalb sage ich seit geraumer Zeit, gerade auch in Deutschland: Hört auf, dieses EZB-Bashing zu betreiben. Der Euro ist viel stabiler, als es in Deutschland vielfach zu hören ist. Ich glaube auch, dass die Europäische Zentralbank sehr viel zur gesamtwirtschaftlichen Stabilität beigetragen hat, mehr als ihr in Deutschland gutgeschrieben wird. Grundsätzlich ist der Einfluss der Zentralbanken auf das generelle Zinsniveau meiner Ansicht nach ohnehin eher geringer, als er gemeinhin eingeschätzt wird. Da stimme ich der so genannten Weizsäcker-Krämer-These zu, die besagt, dass der Niedrigzins durch die Zentralbanken wenn überhaupt so lediglich verstärkt, aber nicht ausgelöst wurde.

Was ist stattdessen die Ursache?

Es gibt verschiedene realwirtschaftliche Ursachen, die dazu führen, dass die alten Nachfragemechanismen im Euro-Raum außer Kraft gesetzt werden. Zu nennen ist beispielsweise die Verlagerung von kapitalintensiver Produktion in andere Weltregionen. Zudem wird im Zeitalter der Digitalisierung generell weniger sach- und dafür mehr humankapitalintensiv gewirtschaftet. Das führt bei Unternehmen und damit auch Anlegern zur Erwartung, dass hohe Zinsen für lange Zeit eben aus realwirtschaftlichen Gründen der Vergangenheit angehören.

Demnach würden nicht nur die Zinsen sondern auch die Inflationsraten aufgrund von systematischen Veränderungen wie der Globalisierung und der Digitalisierung dauerhaft niedrig bleiben. Müssen sich also die Zentralbanken in ihrer Geldpolitik grundsätzlich umorientieren, weg vom fixen Inflationsziel?

Absolut, wobei ich diese Bereitschaft, sich neu zu orientieren, bei der Europäischen Zentralbank viel stärker erkenne, als beispielsweise bei den klassischen, durch den Monetarismus getriebenen Makroökonomien in Deutschland, die die EZB für ihre neuen Wege der Geldpolitik kritisieren.

Was sollte die EZB aus Ihrer Sicht zum gegenwärtigen Zeitpunkt tun? Ist die extreme Niedrigzinspolitik zusammen mit Anleihenkäufen noch immer der richtige Weg?

Wir sehen ja ganz aktuell, dass die Fortführung des Anleihenkaufprogramms möglicherweise gar nicht notwendig wird. Das ist meiner Meinung nach der große Erfolg der Geldpolitik der EZB in den vergangenen zehn Jahren: Sie hat viele Drohungen ausgestoßen, die sie dann aber gar nicht wirklich auslösen musste. Die Aussage "Whatever it takes" beispielsweise reichte bereits aus, den Euro soweit zu stabilisieren, dass es sich für Spekulanten nicht mehr lohnte, darauf zu wetten, dass das System auseinanderbrach, oder dass es extreme Abweichungen bei den Inflationsraten gegeben hätte. Es war genug, die Folterwerkzeuge zu zeigen, und die Märkte haben bereits klein beigegeben. Ich kann mir vorstellen, dass das mit den Anleihenkäufen aktuell ähnlich sein wird.

Nochmal zum Thema Inflation: Kritiker sagen, schon die Berechnung der Inflationsrate, an der sich die EZB orientiert, sei fragwürdig, weil beispielsweise die Immobilienpreise, die ja in den vergangenen Jahren stark gestiegen sind, nicht einfließen. Was halten Sie davon?

Da würde ich nicht einmal widersprechen. Wir haben bei den Vermögenswerten in den vergangenen zehn Jahren steigende Preise gesehen. Das betrifft nicht nur die Immobilien, sondern auch die Aktienmärkte, die ja auch Sachwerte darstellen. Das ist eine empirische Beobachtung, die niemand in Frage stellen kann. Mich stören aber an der Diskussion in

Deutschland zwei Dinge. Erstens: Die Berechnungsmethode der Inflation war in der monetaristischen Theorie nie ein großes Thema. Das kommt jetzt plötzlich "ex post". Ich erwarte aber von einer Theorie, dass sie der Politik "ex ante" Hinweise gibt, wie die Dinge zu machen sind. Dieser Ablauf befriedigt mich nicht, also dass man jetzt plötzlich nachträglich versucht das Berechnungsverfahren zu ändern, um eine empirisch widerlegte Theorie weiterhin gültig erscheinen zu lassen.

Und was ist Ihr zweiter Punkt?

Ich habe viel Sympathie dafür, dass wir uns für die kommenden Jahre ganz grundsätzlich fragen, was wir mit Inflation eigentlich meinen. Also wie messen wir Veränderungen von Preisniveaus? Wie messen wir auch bei der Produktion das Wachstum des Potenzials? Wie messen wir überhaupt die Wertschöpfung im Zeitalter von Digitalisierung, von Datenwirtschaft, von Entstaatlichung, von Ent-Territorialisierung, wenn das Sozialprodukt sozusagen im World Wide Web des Internet erwirtschaftet wird? Das wäre für mich die richtige Vorgehensweise: Die Grundlagen der Theorie für eine künftige Anwendung in Frage zu stellen, nicht für die vergangene.

Das ist allerdings ein Vorhaben, das einige Jahre in Anspruch nehmen dürfte.

Absolut, aber die Forschung ist da ja schon dran. Es gibt bei der OECD und bei anderen Organisationen bereits entsprechende Analysen. Da geht es um die zentrale Frage, wie messen wir in der Praxis Inflation? Wir haben von der Nordakademie-Stiftung ein großes Forschungsprojekt finanziert erhalten, in dem wir nach neuen Methoden zur Messung des realen Bruttoinlandsproduktes suchen. Denn momentan schwimmen wir einfach ganz grundsätzlich bei der Berechnung von makroökonomischen Größen, weil wir an einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung festhalten, die aus der Zeit der Industrialisierung stammt, mit damals mehr oder weniger abgeschlossenen Volkswirtschaften.

Wenn Sie aus heutiger Sicht auf die Geldpolitik schauen, mit der Erfahrung der vergangenen zehn Jahre: Würden Sie erneut vor einem Anstieg der Inflation warnen, oder sagen Sie heute, diese Gefahr gibt es doch nicht?

Als Wissenschaftler ist es mein Beruf, Theorien zu entwickeln, um damit die Realität bestmöglich zu erklären. Diese Theorien sind nicht in alle Ewigkeit gültig, sondern nur solange sie nicht von der Wirklichkeit falsifiziert werden. Die alte Theorie, die mich vor zehn Jahren zu meiner Prognose geführt hat, wurde von der Realität widerlegt. Mit meinem aktuellen theoretischen Verständnis kann ich für die kommende Dekade, also die 2020er Jahre, keine hohe Inflationierung erkennen. Der aktuelle Stand der Theorie sagt mir vielmehr, dass wir in den kommenden zehn Jahren von sehr niedrigen Inflationsraten und auch weiterhin niedrigen Zinsen ausgehen sollten.

Das klingt nach einer guten Nachricht für Investoren insbesondere an der Börse.

Das ist richtig. Die 2020er Jahre können sehr gute Jahre werden für Leute, die die makroökonomischen Entwicklungen richtig nutzen. Die realwirtschaftlichen Basisfaktoren entwickeln sich sehr stark positiv, also etwa das weltweite Bevölkerungswachstum, bestimmte Aufholprozesse, der Kampf gegen den Klimawandel, die Digitalisierung. Das sind alles enorm schnell wachsende Märkte. Ich denke deshalb anders als manche Untergangspropheten, dass die 2020er Jahre sehr gute Jahre für Aktionäre werden können, sofern es ihnen gelingt, die richtigen Unternehmen auszuwählen. Die Indizes wie Dax, Dow Jones und andere müssten sich in der Tendenz jedenfalls positiv entwickeln.

Quelle: <https://www.manager-magazin.de/finanzen/artikel/oekonom-thomas-straubhaar-ueber-inflation-aktien-boerse-a-1299529.html>

Ka Geld, ka Musik Kostolany ist hochaktuell

Vor 20 Jahren stirbt André Kostolany. Seine Börsenweisheiten haben bis heute Gültigkeit. Das gilt auch für seinen am häufigsten zitierten Spruch mit den Schlaftabletten.

Es ist nicht sein bekanntester Spruch, aber wahrscheinlich der, der heute die höchste Relevanz besitzt: "Ka Geld, ka Musik." Mit diesem Leitsatz, abgekupfert von einem ungarischen Straßenmusiker, drückte André Kostolany, auch Kosto genannt, aus, dass ohne Geld auch an den Börsen keine Musik spiele. Wenn es um Liquidität geht, gibt es für Anleger nur ein Motto: mehr.



Die vor allem liquiditätsgetriebene Hausse der zurückliegenden zehn Jahre an den Aktienmärkten stellt unter Beweis, dass diese Einschätzung heute genauso zutrifft wie vor 30, 40 oder 50 Jahren. Kostolany betrachtete die Liquiditätsversorgung und die Psychologie der Anleger als wichtigste mittelfristige Determinanten für die Entwicklung von Aktienkursen. Langfristig war jedoch auch für ihn der nachhaltige Unternehmenserfolg ausschlaggebend für die Aktienkursentwicklung.

"Kaufen Sie erstklassige Aktien, nehmen Sie Schlaftabletten, und wenn Sie in einigen Jahren aufwachen, werden Sie eine angenehme Überraschung erleben." Das war und ist sicherlich der bekannteste Spruch des Börsenaltmeisters, aber auch der am häufigsten falsch interpretierte. Kostolany plädierte damit nämlich keineswegs für eine Buy and Hold-Strategie. Er empfahl nicht, Aktien bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag zu halten. Vielmehr handelte es sich eher um einen psychologischen Ratschlag, um Anleger vor hektischen, teuren Fehlreaktionen bei etwaigen Kursschwankungen und somit vor ihren eigenen typischen Schwächen zu schützen.

In eine ähnliche Richtung ging auch folgende Aussage: "An der Börse sind 2 mal 2 niemals 4, sondern 5 minus 1." Gemeint war, dass Börsen nie über einen längeren Zeitraum gerade nach oben steigen. Anleger müssen auch Rückschläge aushalten, also das minus 1, und sollten sich nicht von kurzzeitigen Korrekturen nach unten verrückt machen lassen.

Nicht dabei sein kostet Rendite

Dazu passte auch diese Einschätzung: "Wer die Aktien nicht hat, wenn sie fallen, der hat sie auch nicht, wenn sie steigen." Tatsächlich lässt sich statistisch belegen, dass beispielsweise auf Sicht von zehn Jahren die zehn besten Handelstage mit den größten Kursanstiegen für ein Gros der gesamten Rendite verantwortlich sind. An diesen Tagen gilt es möglichst stark

investiert zu sein. Interessanterweise finden diese starken Kursanstiege häufig in einem eigentlich fallenden Umfeld statt, in dem der Druck auf die Anleger steigt, aus dem Markt auszusteigen. Aber genau das erweist sich meistens als falsch.

Kostolany hat stets plakativ für die Aktie geworben und sie damit einem breiten Anlegerpublikum nähergebracht - auch in der TV-Sendung Telebörse auf n-tv. Tatsächlich sind Aktien langfristig die beste liquide Anlageform. Im heutigen weltweiten Niedrigzinsumfeld gilt das womöglich sogar noch mehr als bisher. Denn dank Dividendenzahlungen und durch internes Wachstum der Unternehmen erzeugen sie den für die Vermögensbildung und Vermögensmehrung ausschlaggebenden Zinseszinsseffekt. Diesen können Anleihen und andere liquide Anlageformen wie Tages- und Festgeld heute mangels Zinsen nicht mehr erzeugen.



Marco Herrmann ist der Chef-Anlagestrategie und geschäftsführender Gesellschafter der FIDUKA Depotverwaltung in München. Sie wurde 1971 von André Kostolany und Gottfried Heller gegründet und verwaltet Vermögen für Privatkunden, Firmen und Stiftungen. www.fiduka.de

Grundregeln weiter gültig

Anleger können also gerade im aktuellen, unsicheren und hektischen Umfeld, dem sie gegenwärtig bei ihren Anlageentscheidungen ausgesetzt sind, noch eine ganze Menge vom Börsenaltmeister lernen. Sein Werk umfasst 13 Bücher und mehrere Hundert Kolumnen in verschiedenen Wirtschaftspublikationen. Wenn man einige der dort beschriebenen Grundregeln bei der Zusammenstellung eines Portfolios beachtet und die Unternehmen, in die investiert werden soll, genau auf ihre Zukunftsfähigkeit sowie ihre betriebswirtschaftlichen Kennzahlen hin analysiert, dann bleibt die Aktie wohl auf lange Zeit die beste liquide Anlageform. Ein Aktienengagement kann nicht nur Vermögen schützen und gute Erträge liefern, sondern auch eine Menge Spaß machen.

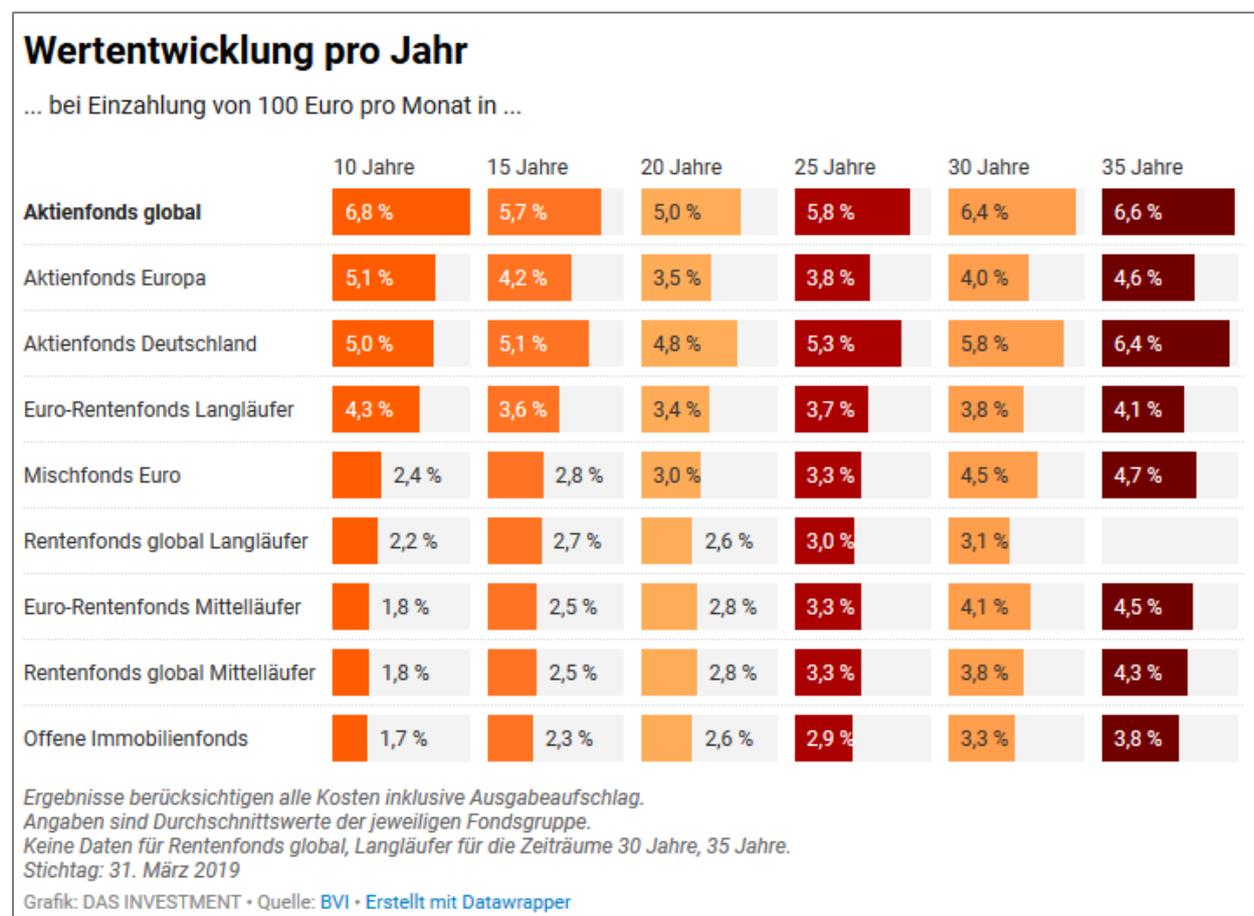
Kurz vor seinem Tode fasste Kostolany, gefragt nach seiner Lebenserfahrung in einem Satz, seine zentrale Erkenntnis über sein Leben für und mit der Börse wie folgt zusammen: "Zu Beginn meiner Karriere war ich überzeugt, die Börse sei die spannendste Erfindung der Welt. Heute, im Alter, bin ich noch immer derselben Auffassung."

Quelle: n-tv.de

BVI-Wertentwicklungsstatistik: Globale Aktienfonds Die 10 besten Sparplan-Fonds über 10 Jahre

Wer monatlich 100 Euro spart, hat nach zehn Jahren insgesamt 12.000 Euro zurückgelegt. Bei einem stetigen Investment in einen der sechs besten global anlegenden Aktienfonds wäre das Vermögen auf mehr als 20.000 Euro angestiegen. Das zeigt eine Auswertung für die Fonds-Investments per Sparplan seit dem Frühjahr 2009.

Die [139 untersuchten Tranchen der BVI-Kategorie Aktienfonds global](#) erzielten bei regelmäßigen Investments während des vergangenen Jahrzehnts eine durchschnittliche Wertentwicklung von 6,8 Prozent pro Jahr. Fondssparer, die seit dem zweiten Quartal des Jahres 2009 Treue bewiesen, haben heute im Durchschnitt 16.983 Euro auf dem Konto.



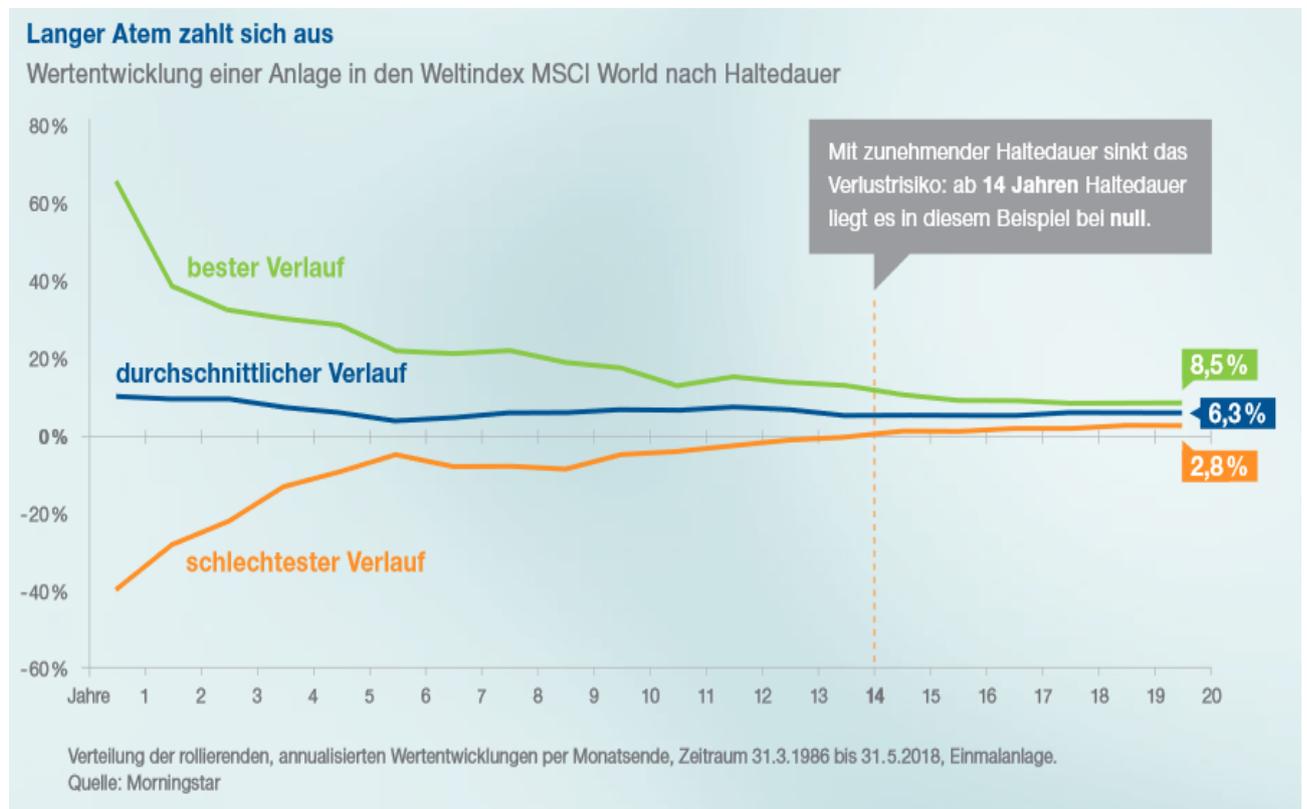
Info-Tipp vom 02.05.2019

Altersvorsorgebroschüre des BVI

<https://www.bvi.de/bvi/publikationen/>



Auszug:



Langfristvergleich von Aktien und Renten seit 1900 Mit welchen Erträgen Anleger künftig rechnen können

Realer Mehrertrag p.a. von Aktien versus Renten in diversen Ländern*

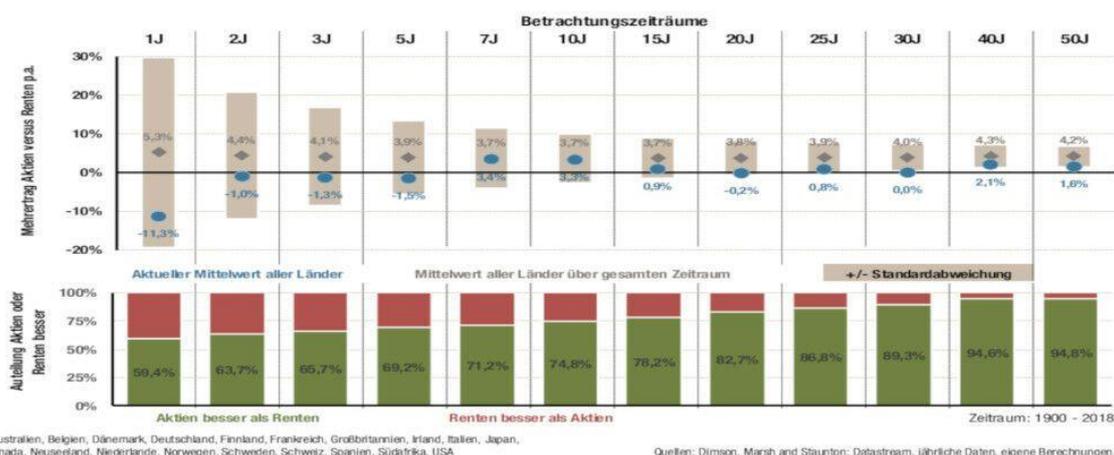


Foto: HQ Trust

Nullzinsen und eine Inflationsrate von 1,5 Prozent führen in der Eurozone zu der Frage, mit welchen realen Erträgen Anleger überhaupt noch rechnen können. Reinhard Panse, Investmentchef des Vermögensverwalters HQ Trust, hat Antworten parat. In einem Marktumfeld, in dem die Tagesgeldzinsen praktisch auf Null gesunken sind und gleichzeitig eine Inflationsrate von 1,5 Prozent bei der Geldanlage berücksichtigt werden muss, stellen sich immer mehr Anleger die Frage, mit welchen Erträgen sie in den kommenden Jahren überhaupt noch rechnen können. Reinhard Panse, Investmentchef des Vermögensverwalters HQ Trust, hat daher die Erträge von Aktien und Renten von 19 Ländern seit dem Jahr 1900 analysiert.

Aktien vor Anleihen

Ein Fazit seiner Analyse: „Auch in wirren Zeiten mit Nationalismus, Kriegen und Populismus haben Aktien auskömmliche Erträge geboten. Das dürfte auch weiterhin der Fall sein“, erläutert Panse. So habe die Auswertung ergeben, dass die Erträge von Aktien und Anleihen umso weniger um ihren langjährigen Mittelwert schwankten, je länger die Zeiträume seien. Dieser betrage **ab einem Anlagehorizont von zehn Jahren bei Aktien fünf Prozent**, bei Anleihen beziffert Panse den Ertrag über diesen Anlagezeitraum auf rund ein Prozent. **Unterm Strich schneiden Aktien seiner Analyse zufolge langfristig besser ab.**

Zudem zeigt sich laut Auswertung, dass das tatsächliche Risiko von Aktien für Langfristanleger deutlich geringer als das von Anleihen ist. Letztere haben sich Panse zufolge hingegen eher nachteilig entwickelt und bieten wenig Potenzial: In den USA hätten Anleihedepts einschließlich aller Zinserträge und ohne Steuerabzug von 1940 bis 1980 mehr als 60 Prozent eingebüßt. Das entspreche einem Minus von zwei Prozent jährlich und sei das gleiche, was deutsche Staatsanleihen in den kommenden Jahren im besten Fall real einbringen dürften.

Umfrage Sparbuch noch immer beliebteste Sparform



Auch im Niedrigzinsumfeld sparen die Deutschen am liebsten mit dem Sparbuch. © Union Investment

Auch in Zeiten niedriger Zinsen legen die Bundesbürger ihr Geld am liebsten auf das Sparbuch. Fast jeder Zweite (49 Prozent) setzt auf diese Sparform. Das hat eine Umfrage im Auftrag der Fondsgesellschaft Union Investment ergeben.

Von Manila Klafack | 24.10.2018 15:21



© Alexander Limbach / Fotolia

Mehr Aktien fürs Alter

Ein gängiges Vorurteil ist, dass Aktien im Alter zu riskant sind. Viele Anleger fühlen sich dem Auf und Ab an den Börsen hilflos ausgeliefert. Doch gehören Aktien zu den renditeträchtigen Anlageformen. Das zeigt eine Analyse der Schweizer Bank Crédit Suisse: Demnach hat ein Portfolio mit globalen Aktien seit dem Jahr 1900 im Schnitt jährlich eine Rendite von 5,2 Prozent abgeworfen. Und das real, also nach Abzug der Inflation. Dieses Ergebnis zeigt die Überlegenheit einer langfristigen Aktienstrategie. Darauf weist die Aktion „Finanzwissen für alle“ der im BVI organisierten Fondsgesellschaften hin.

Das Verlustrisiko bei Aktien tendiert über lange Zeiträume gegen Null. Wer etwa in den DAX oder den US-Leitindex S&P 500 investiert, macht ab einem Investitionszeitraum von über 20 Jahren im Schnitt nominal keine Verluste – unabhängig vom Einstiegspunkt. Das zeigt, dass es sich auch in höherem Alter noch lohnt, mit einem Teil seines Vermögens in Aktien zu investieren, vorausgesetzt, der Anlagehorizont ist lang genug. Frauen oder Männer, die heute 50 Jahre alt sind, haben im Durchschnitt aber meist noch eine Lebenserwartung von mindestens 30 Jahren. Es bleibt also noch reichlich Zeit, Schwankungen an den Aktienmärkten auszusitzen.

Doch nicht jeder Sparer traut sich zu, Unternehmen und Märkte zu analysieren, um die besten Aktien für sein Depot zu wählen. Das können allerdings Fondsmanager für ihn übernehmen. Ein Sparplan hat wegen seiner Flexibilität große Vorteile beim Aufbau eines Vermögens. Ein Blick in die Vergangenheit zeigt, dass sich ein Sparplan auf Fonds, die in deutsche Aktien investieren, lohnen kann: Wer als 50-jähriger beginnt, 100 Euro monatlich in einen Sparplan anzulegen, hat nach 20 Jahren einen Betrag von 24.000 Euro angespart. Mit Aktienfonds mit Schwerpunkt Deutschland wären daraus in den letzten 20 Jahren per Stichtag Ende Juni 2018 im Mittel 44.870 Euro geworden. Das entspricht einer durchschnittlichen jährlichen Wertsteigerung von 5,9 Prozent.

Ein Anlageberater kann dem Sparer dabei helfen, eine für ihn geeignete Quote von Aktien oder Aktienfonds auf Basis seiner Risikobereitschaft sowie der individuellen Lebens- und Vermögenssituation zu bestimmen.

Wissenswertes rund ums Geldanlegen bietet der BVI unter www.bvi.de/finanzwissen.

Diese Meldung ist Teil der Serie „Finanzwissen für alle“.

Finanzberater erklärt: Sogar intelligente Menschen machen bei Investitionen diesen fatalen Fehler

- Eric Roberge, Contributor 6.10.2018, 17:37

Viele intelligente, erfolgreiche Menschen [mit genügend Kapital](#), weigern sich derzeit, es zu investieren. Als Finanzberater sehe ich das immer wieder. Ich habe Kunden, die zu mir kommen und sagen: „Weißt du, ich habe Geld auf meinem [Sparkonto](#) und ich weiß, wie wichtig es ist zu investieren, damit ich die Vorteile von zusammengesetzten Durchschnittsrenditen nutzen kann.... aber der [Markt wird bald zusammenbrechen](#), also werde ich warten.“

Das Problem mit Markt-Timing

Auf den ersten Blick erscheint dieser Gedankengang ziemlich vernünftig, wenn man sich einmal einige grundlegende Fakten über den aktuellen Markt ansieht:

- Es ist einer der längsten Bullenmärkte in der Geschichte.
- Er steigt ständig an.
- Er kann nicht ewig steigen.

Ein rationaler Entscheidungsprozess berücksichtigt diese Fakten. Das Problem ist jedoch, wenn man eine letzte Aussage auf diese Liste setzt: „[Er wird bald zusammenbrechen](#)“.

Dies ist kein Fakt.

Der Glaube, dass der Markt in naher Zukunft zusammenbrechen wird, ist genau das: ein Glaube. Um genauer zu sein, es ist eine Spekulation. Absolut niemand kann vorhersagen, was mit der Börse als nächstes geschehen wird. Es lohnt sich zu wiederholen: Jeder, der denkt, dass er es vorhersagen kann, spekuliert, schätzt oder prognostiziert.

Ja, der Markt muss irgendwann zusammenbrechen... aber niemand weiß genau, wann [irgendwann](#) ist

Es ziemlich vernünftig zu denken, „was nach oben geht, muss auch wieder nach unten kommen“, wenn es um die Börse geht. Ihr habt Recht: [Es wird krachen](#) — irgendwann.

Es könnte morgen oder in zwei Jahren passieren. Vielleicht erst in fünf. Der Punkt ist, dass wir nicht genau wissen, wann. Die Befürchtung, dass „irgendwann“ der *nächste Tag* ist, hält viele davon ab, aktiv zu werden. Die [Angst vor Verlusten](#) hindert viele daran, das Geld, das sie haben, einfach zu nehmen und zu investieren.

Aber was ist, wenn es noch zwei weitere Jahre dauert, bis wir eine Marktkorrektur sehen? Wenn das der Fall ist, werden diese Leute einfach auf Bargeld sitzen und möglicherweise massive Opportunitätskosten verursachen, weil zwei Jahre potenziellen Marktwachstums verpasst wurden. Und wenn sie dann einsteigen, müssen sie höhere Preise hinnehmen. Die, die sie anfänglich vermeiden wollten.

Das ist nicht nur ein hypothetisches Szenario. Lasst uns einen Blick auf [diesen „Marketwatch“-Artikel](#) von März 2015 werfen. Er enthält Zeilen wie diese: „der Crash von 2016, einer, der das Potential hat, größer und krasser und weitaus gefährlicher zu werden als 2008, 1999 und 1929 zusammen...“

Der Verfasser war so überzeugt von einem Börsencrash, dass er den Artikel mit den Worten begann: „Es ist an der Zeit, den Countdown für den Crash von 2016 zu starten. Nein, dies ist keine Schätzung einer kleinen Korrektur. Plant einen 50-prozentigen Zusammenbruch.“

Ich weiß nicht, ob ihr euch an die Zeit im Jahr 2016 erinnern könnt, aber der [S&P 500 brachte in diesem Jahr 11,9 Prozent ein](#). Nicht genau das, was ich einen Crash nennen würde... und schon gar nicht einen Verlust von 50 Prozent des Börsenwertes.

Trotzdem zeigen Artikel, dass [58 Prozent der Anleger](#) wirklich glauben, dass sich der Bullenmarkt in der Endphase befindet und 2018 der Höhepunkt ist. Diese Investoren könnten Recht haben. Oder sie könnten am Ende so falsch liegen wie die Weltuntergangsprognosen von 2016.

[Was wäre, wenn ihr immer zum schlechtesten Zeitpunkt investieren würdet?](#)

Das ist alles gut und schön, könnte man sagen, aber was ist, wenn die Spekulanten mal richtig lagen? Das ist eine berechtigte Angst. Immerhin sagt die [Wahrscheinlichkeit](#), dass sie schließlich Recht haben müssen — der Markt wird irgendwann wieder sinken.

Aber selbst wenn das passiert, selbst wenn ihr euer Geld heute investiert und der Markt morgen krachen geht, seid ihr trotzdem besser dran, als weiterhin vom Rand zuzuschauen und die Zeit verstreichen zu verpassen — wenn euer Ziel langfristiges Wachstum ist.

[Denn darum geht es beim Investieren von Erfolg wirklich: Zeit auf dem Markt. Kein Markt-Timing.](#)

Ihr glaubt mir nicht? Schaut euch die Fallstudie von Ben Carlson von „A Wealth of Common Sense“ an, um zu sehen, was in [solchem Szenario tatsächlich passiert](#):

Stellt euch Bob vor, den „Menschen mit dem welt schlechtesten Timing bei der Börse“. Bob tut genau das, was man von einem solchen Titel erwartet: Er investiert konsequent auf dem absoluten Höhepunkt der Börse, *kurz* bevor sie die übelsten Crashes ihrer Geschichte erlebt.

Bobs Beispiel ist quasi der schlimmste Albtraum für Menschen mit der Einstellung: „Ich warte mit meinen Investitionen, weil ich nicht will, dass der Markt zusammenbricht, kurz nachdem ich in mein Portfolio investiert habe.“

Von 1972 bis 2007 investierte er nur in den Monaten vor den großen Börsencrashes:

- 1972, kurz bevor der Markt 1973 um fast 50 Prozent eingebrochen ist
- 1987, als er wieder kollabierte und 37 Prozent verlor
- genau Ende 1999, gerade noch rechtzeitig, um den Markt wieder fast die Hälfte seines Wertes verlieren zu sehen
- im Jahr 2007, als die Große Rezession einen Verlust von 52 Prozent auslöste.

Sicherlich ist Bob pleite, am Boden zerstört und lebt in einem Karton am Straßenrand, richtig? Schließlich hat er die schlechtmöglichsten Entscheidungen darüber getroffen, wann er investieren soll.

Das könnte man meinen, aber man liegt falsch. Denkt daran: Es geht nicht um das Timing des Marktes. Es geht um die Zeit auf dem Markt.

In diesem Szenario investierte Bob von 1972 bis 2007 184.000 US-Dollar in bar. Und was hat er davon im Jahr 2013? 1,1 Millionen Dollar.

Obwohl Bob zu den schlechtesten Zeiten anlegte, hat er nie auch nur eine seiner Positionen verkauft. Er hat sein Geld nie vom Markt genommen.

Hätte er noch mehr Geld gehabt, wenn er sich für andere Zeitpunkte entschieden hätte? Allerdings. Jedoch sollte dieses Szenario die Frage beantworten: „Was passiert, wenn man unmittelbar vor jedem großen Marktcrash während der beruflichen Laufbahn Geld investiert?“

In diesem Beispiel ist die Antwort, dass ihr immer noch Millionär wärt.

(Ein zweiter Blick auf Bobs Situation zeigte übrigens, [was passiert wäre](#), wenn er auf den [Durchschnittskosteneffekt](#) gesetzt hätte, anstatt zu versuchen, den Markt zu timen. Hätte Bob das mit seinen 184.000 US-Dollar getan, dann hätte er daraus 4,4 Millionen Dollar gemacht.)

Anstatt sich also um das Markt-Timing zu kümmern, konzentriert euch darauf, eine [systematische Methode](#) zu entwickeln, um Geld zu investieren. Und zwar, damit ihr strategische, rationale Entscheidungen trifft und nicht Opfer kognitiver und emotionaler Befangenheiten werdet, die dazu führen, dass ihr alberne Investitionsentscheidungen trifft.

Es ist berechtigt, sich darum zu sorgen, nicht unmittelbar vor einem Markthöhepunkt zu investieren — aber es lenkt auch von dem ab, was wirklich zählt. Viel wichtiger ist es, Systeme und Prozesse zu finden, die euch dabei helfen, euer eigenes Verhalten in den Griff zu kriegen, damit ihr erfolgreicher investieren könnt.

Eric Roberge ist zertifizierter Finanzplaner und Gründer von [Beyond Your Hammock](#). Die Meinungen und Schlussfolgerungen, die hier gezogen wurden, sind allein die des Autors.

Gerd Kommer und Alexander Weis 27.09.2018

Warum Fonds ein besseres Investment als Einzelaktien sind Fondsanteile kaufen – oder doch besser einzelne Aktien ins Depot holen? Gerd Kommer und Alexander Weis von der Honorarberatung Gerd Kommer Invest haben dazu eine klare Empfehlung.

Aktienanleger stehen vor der grundsätzlichen Frage, wie sie ihr Investment in Bezug auf die Frage "Einzelwertanlagen vs. Fondsanlagen" umsetzen sollen. Es bieten sich die folgenden vier Alternativen an:

Alternativen an:

- (a) Anlagen in Einzelwerte;
- (b) Anlagen in aktiv gemanagte Aktienfonds;
- (c) Anlagen in passiv gemanagte Aktienfonds (Indexfonds/ETFs);
- (d) eine Mischung aus diesen drei Möglichkeiten.

In diesem Artikel zeigen wir anhand von sieben Argumenten, dass und warum Option (c) die vermutlich klügste Lösung ist.

Mit der aus unserer Sicht unklugen Alternative (b) setzen wir uns in hier nicht auseinander, weil wir das bereits umfassend in unserem Buch *Souverän Investieren mit Indexfonds und ETFs* (Campus, 2018) und anderen Veröffentlichungen getan haben.

Argument 1: Einzelwertanlagen bedeuten überflüssiges Investmentrisiko

Es ist eine etablierte Erkenntnis der Finanzökonomie, dass das Investieren in Einzelwerte in die Zukunft gerichtet dieselbe Ertragsersparnis besitzt wie das Investieren in ein diversifiziertes Aktienportfolio. Diese identische Ertragsersparnis geht jedoch einher mit einem höheren Risiko. Unter diesen Umständen würde ein rationaler Anleger zwischen zwei Investments mit derselben Rendite und dem gleichen Liquiditätsgrad immer dasjenige mit dem niedrigeren Risiko wählen. Sofern man also diesem seit Jahrzehnten in der empirischen Forschung vielfach bestätigten Forschungsergebnis – ein Einzelwertportfolio hat dieselbe Rendite wie ein diversifiziertes Aktienportfolio, aber ein höheres Risiko – folgt, machen Einzelwertanlagen rein rational betrachtet keinen Sinn. Die nachfolgende Tabelle illustriert diesen Sachverhalt anhand eines simplen Beispiels.

Vergleich von Rendite und Risiko dreier Aktienportfolios mit unterschiedlichem Diversifikationsgrad – 2002 bis 2017

In Euro, 16 Jahre sind längster verfügbarer Zeitraum

Quelle: Yahoo.de, Deutsches Aktieninstitut, MSCI. u Vor Kosten und Steuern. u [1] Die vier Aktien wurden gleichgewichtet. Die Auswahl der vier Werte geschah willkürlich; andere Aktien hätten eine höhere oder niedrigere Portfoliorendite produziert, aber vermutlich kein wesentlich anderes Risiko. Zu bedenken ist, dass jede Auswahl, die lediglich *heutige* DAX-Werte berücksichtigt (wie in diesem Beispiel), am so genannten "Survivorship Bias" krankt und daher tendenziell Renditen überzeichnet. Von den "DAX-Startwerten" im Jahr 1988 waren per Ende September 2018 19 aus dem Index ausgeschieden, vielfach aufgrund schlechter Renditen. u [2] MSCI All Country World Investable Market Index (ACWI IMI). Er umfasst 46 Industrie- und Schwellenländer und repräsentiert rund 99% der Marktkapitalisierung des globalen Aktienmarktes (Large Caps, Mid Caps, Small Caps). In diesen Index kann man per ETF investieren. u [3] Der Wert einer anfänglich investierten Geldeinheit nach 17 Jahren auf der Basis der in der Zeile darüber genannten Rendite. u [4] Standardabweichung der Jahresrenditen (Volatilität). u [5] Maximaler kumulativer Verlust (Maximum Drawdown): Maximaler (Buch-)Verlust, der irgendwann während der Betrachtungsperiode auftrat. u [6] Eine risikobereinigte Rendite definiert als Arithmetische Durchschnittsrendite ÷ Standardabweichung.

Die Tabelle illustriert, dass systematische, breite Diversifikation das Risiko in einem Aktienportfolio deutlich senkt – ohne Einbuße beim (erwarteten) Ertrag. Zwar könnte man mit Einzelwerten, zumindest theoretisch, einen ebenso hohen Diversifikationsgrad erzielen wie denjenigen des globalen MSCI-ACWI-IMI-Index in der Spalte ganz rechts, doch ist das für Privatanleger aus praktischen Umsetzungsgesichtspunkten unrealistisch, wie wir gleich sehen werden.

Argument 2: Einzelwertanlagen bedeuten höhere Kosten

Gelegentlich wird behauptet, dass ein Aktienportfolio auf Einzelwertbasis geringere Kosten habe als ein Aktienportfolio auf ETF-Basis. Bei einem Einzelwertportfolio spare sich der Anleger schließlich die ETF-Verwaltungsgebühr (0,2% bis 0,4% p.a. für einen global investierenden Aktien-ETF). Diese These stimmt allerdings nur dann, wenn man ein schlecht diversifiziertes Einzelwertportfolio aus einer begrenzten Zahl – sagen wir zwischen zehn und 20 – an Einzelwerten einem systematisch global diversifizierten Portfolio gegenüberstellt. Mit anderen Worten: Wenn man Äpfel mit Birnen vergleicht. Das global diversifizierte Portfolio umfasst mehrere tausend Aktien über das gesamten Aktiengrößenspektrum hinweg (Large-, Mid- und Small Caps) aus Industrie- und Schwellenländern (insgesamt über 45 Staaten). Wer ein solches "Weltportfolio" mit Einzelwerten nachbilden wollte, würde als Privatanleger nicht nur anfänglich, sondern auch laufend weit, weit höhere Kosten verursachen als das mit einem oder mehreren Aktien-ETFs der Fall wäre. Die höheren *laufenden* Kosten beim Einzelwertanleger würden sich neben den Transaktionskosten, die bei Kauf und Verkauf anfallen, aus der Notwendigkeit von Rebalancing ergeben, das in periodischen Abständen in jedem passiven Portfolio durchgeführt werden sollte.

Argument 3: Einzelwertanlagen bedeuten mehr Arbeit

Es muss wohl nicht weiter belegt werden, dass ein Portfolio aus Einzelwertanlagen, die ja nach bestimmten Kriterien ausgewählt und überwacht werden müssen, einen höheren Arbeitsaufwand verursacht als ein Portfolio aus einem oder wenigen Aktien-ETFs. Ferner ist in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass laufendes Fondssparen mit Einzelwertaktien de facto entweder gar nicht oder wiederum nur mit hohem Arbeitsaufwand möglich ist. Natürlich zählt das Arbeitsaufwandsargument nicht für überzeugte Do-it-yourself-Anleger, die diesen Aufwand an Zeit und Schweiß als erfüllendes Hobby betrachten. Für all diejenigen, die kein Interesse an dieser Freizeitbeschäftigung haben und deren Portfolio eine Mindestgröße überschreitet, so dass sie diese "Einzelwertarbeit" an einen Vermögensverwalter delegieren können, werden höhere Kosten in Form einer Vermögensverwaltungsgebühr entstehen als das bei einer passiven Vermögensverwaltung auf der Basis von Indexfonds der Fall wäre. Hierin sind die in Argument 2 erwähnten höheren Transaktionskosten von Einzelwertanlagen noch nicht enthalten.

Argument 4: Einzelwertanlagen bedeuten mehr operatives Risiko

Hier handelt es sich um ein Argument, das recht selten in der Diskussion rund um die Debatte "aktiv versus passiv investieren" auftaucht, aus unserer Sicht aber dennoch wichtig ist. Beim operativen Risiko geht es nicht um "Investmentrisiko", also die Gefahr kurz- oder langfristiger Wertverluste einer Anlage. Operatives Risiko bedeutet vielmehr die Möglichkeit von Verlusten, die sich rein aus der *praktischen Umsetzung und Durchführung* einer bestimmten Anlagestrategie ergeben. Die Umsetzung einer Investmentstrategie auf Einzelwertanlagenbasis bringt ein ungleich höheres operatives Risiko mit sich als eine operativ sicherere Buy-and-Hold-Investmentstrategie auf der Basis von Indexfonds, da erstere einen um ein Vielfaches höheren "Beobachtungs- und Wartungsbedarf" aufweist. Dieser Gesichtspunkt ist vor allem für solche Privatanleger relevant, die in Eigenregie investieren. Sie sollten sich selbstkritisch die Frage stellen, was mit ihrem Einzelwertdepot geschieht, wenn sie die im Vergleich zu passivem Investieren höhere operative Komplexität des laufenden Monitorings ihres Ansatzes zeitweilig nicht oder nicht mehr leisten und bewältigen können. Mögliche Gründe und Anlässe für dieses nicht-mehr-leisten-Können sind: Krankheit, Urlaub, berufsbedingter Zeitmangel, andere Ablenkung oder ein genereller Rückgang des ursprünglich hohen Interesses an Aktienanlagenaspekten.

Argument 5: Einzelwertanlagen lassen sich schlecht in ein passives Portfolio integrieren

Dieses Argument gegen Einzelwertanlagen betrifft nur diejenigen Anleger, die sich bereits für passives Anlegen – also prognosefreies Buy-and-Hold-Investieren mit Indexfonds – entschieden haben oder zumindest mit einem solchen Investmentansatz sympathisieren. Wer vor der Aufgabe steht, ein Weltportfolio aus Indexfonds und eine Kollektion von Einzelaktien schlüssig zu integrieren, der wird schnell feststellen, dass es sich dabei um eine nicht unbeträchtliche Herausforderung handelt; das ist eine Aufgabe, die Arbeitsaufwand und/oder fragwürdige Kompromisse erfordert. Das hängt mit dem bei einem Weltportfolio notwendigen periodischen Rebalancing zusammen. Fast immer, wenn der Anleger im Zeitablauf eine Rebalancing-Entscheidung treffen muss, ist letztlich unklar und neu zu entscheiden, wie die Gewichtung und Einordnung der Einzelwerte in die allgemeine Asset-Allokation im Weltportfolio und das darin angestrebte Diversifikationsziel anzupassen ist. Bei einem Weltportfolio, das nur aus Indexanlagen besteht, sind Rebalancing-Entscheidungen hingegen vergleichsweise simpel und

ergeben sich nahezu automatisch.

Argument 6: Einzelwertanlagen bedeuten quellensteuerliche Nachteile gegenüber ETFs

Wer in ausländische Aktien investiert, sieht sich unweigerlich mit dem Problem von Quellensteuern auf Dividenden konfrontiert, die das "Quellenland" auf Dividenden erhebt, die an ausländische Empfänger fließen. Beispiel: Im Fall von Apple Inc. erheben die USA Quellensteuern auf Dividenden, die an deutsche Empfänger gehen. Diese ausländischen Quellensteuern sind im Falle von Einzelaktien grundsätzlich auf die deutsche Einkommensteuer (hier die Abgeltungsteuer) anrechenbar, sodass es normalerweise nicht zu einer nachteiligen Doppelbesteuerung dieser Anlagen kommt. Die Anrechenbarkeit führt in den meisten Konstellationen dazu, dass der Einzelwertanleger nach der Anrechnung "netto" nur Steuern in Höhe der Abgeltungsteuer zahlt. Sofern er sein Depot im Inland (Deutschland) hat, muss er hierfür – jedenfalls für die meisten Aktien-Quellenländer-Kombinationen – nicht gesondert aktiv werden.

Ein Fondsanleger beziehungsweise ETF-Anleger in Deutschland steht seit der "kleinen Reform" der Fondsbesteuerung, die im Januar 2018 in Kraft trat, im Vergleich dazu jedoch besser da; vorausgesetzt er nutzt Fonds oder ETFs, die in Irland domiziliert sind. Zwar können seit Inkrafttreten der Reform Investmentfondsanleger in Deutschland – anders als Einzelwertanleger – ausländische Quellensteuern nicht mehr auf ihre Abgeltungsteuer anrechnen lassen, erhalten im Gegenzug dafür aber eine steuerliche Vergünstigung: Die so genannte "Teilfreistellung", die diesen Nachteil voll ausgleicht. Wenn ein deutscher Fondsanleger nun in einen irischen Fonds investiert, zahlt der Fonds (und damit seine Anleger) jedoch für die meisten Quellenländer nur einen verminderten DBA-Quellensteuersatz, der etwa zwei Drittel des normalen, höheren Nicht-DBA-Quellensteuersatzes beträgt. Es ist jedoch letzterer, der durch die Teilfreistellung ausgeglichen wird. Per Saldo steht der Fondsanleger damit also besser da als der Einzelwertanleger. Für Anleger, die in nicht-irische Fonds investieren, existiert wohl kein nennenswerter Unterschied.

Argument 7: Mit Einzelwertanlagen angebliche Strukturrisiken von Indexfonds vermeiden zu wollen, ist ein Irrweg

Überzeugte Einzelwertanleger führen gelegentlich das Argument an, dass sie ETFs deswegen ablehnen, weil ETFs "Strukturrisiken" in sich bergen, die man vermeiden könne, wenn man sich auf Einzelaktienanlagen beschränke. Bei näherer Betrachtung sind diese Bedenken nicht überzeugend oder komplett falsch. Sie basieren meist auf einer kuriosen Mischung mehrerer ganz verschiedener Sachverhalte, von denen manche gar nichts mit ETFs per se zu tun haben, sondern für alle, also auch aktiv gemanagte Investmentfonds und andere rechtlichen Konstruktionen (zum Beispiel kapitalbildende Lebensversicherungen) gelten. Hier eine begrenzte Auswahl an "besorgten Fragen", die in diesem Zusammenhang oft von Einzelwertanlegern gestellt werden:

Sind ETFs als Struktur in einem Börsen-Crash wirklich sicher?

Was passiert im Falle eines Zusammenbruchs des Euro mit meinem Fonds?

Was passiert, wenn die Fondsgesellschaft pleitegeht?

Was passiert, wenn der Fonds aufgelöst wird?

Ist der Marktanteil von ETFs nicht schon zu hoch?

Sind "synthetische" ETFs sicher?

Wir haben uns mit diesen Fragen in mehreren Veröffentlichungen in der Vergangenheit auseinandergesetzt. Daher sollen an dieser Stelle einige zusammenfassende Aussagen genügen: Investmentfonds ("UCITS-Fonds" in der EU) existieren seit etwa 90 Jahren. Sie sind in Deutschland, der EU und Nordamerika eines der am schärfsten regulierten Anlageprodukte überhaupt; schärfer als Lebensversicherungen, Zertifikate, Bausparverträge oder Direktanlagen in Immobilien und deren Kreditfinanzierung. Investmentfonds sind "Sondervermögen". Ein denkbarer Konkurs der Fondsgesellschaft oder eine Auflösung des Fonds sind nach menschlichem Ermessen unerheblich für die Vermögensposition des Anlegers, weil die Fondsgesellschaft nur Verwahrerin des Vermögens der Anleger in dem Fonds ist.

Der Indexfonds als eine Form von Investmentfonds wurden vor rund 45 Jahren erfunden; ETFs als eine spezielle Form von Indexfonds vor 25 Jahren. ETFs sind rechtlich und wirtschaftlich ganz normale Investmentfonds. Der größte Teil ihrer Struktur ist identisch mit derjenigen "klassischer", nicht börsennotierter Investmentfonds. ETFs haben die beiden größten Börsenkrisen seit dem Zweiten Weltkrieg (die Dot-Com-Krise 2000-2002 und die Große Finanzkrise ab 2007-2008) problemlos überstanden und ihre Beliebtheit bei Anlegern stieg unmittelbar im Anschluss an diese Krisen sogar besonders stark. Bis heute ist weltweit kein einziger Fall bekannt, in dem Anleger aus

der rechtlichen Struktur von ETFs einen Schaden erlitten haben, was man von vielen anderen hierzulande beliebten Anlageformen wie Lebensversicherungen, offenen oder geschlossenen Immobilienfonds und Zertifikaten nicht sagen kann. Dass Indexfonds Privatanlegern in den vergangenen Jahrzehnten global hunderte Milliarden Euro an Anlagekosten erspart haben, ist ohnehin klar. Synthetische ETFs besitzen weltweit einen Marktanteil an allen ETFs von vernachlässigbaren 1,5% und derjenige, der sie nicht mag, kann sie leicht vermeiden.

Der Marktanteil von passivem Investieren beziehungsweise der von Indexfonds – zwei verschiedene Sachverhalte – liegt global weit, weit unter dem, was immer wieder in den Medien in Gestalt oft bizarr überhöhter Zahlen kolportiert wird. Die in Wirklichkeit auf globalem Level gar nicht verlässlich bezifferbare Höhe des Marktanteils von passivem Investieren dürfte – je nach (willkürlicher) Definition des Sachverhaltes – irgendwo zwischen 1% und 10% – liegen. Sie als Gefahr für das angemessene Funktionieren der Finanzmärkte zu betrachten, ist nicht nur wegen der geringen Höhe der Zahlen absurd. Alles in allem ist nicht nachvollziehbar, warum ETFs rechtlich und strukturell gesehen den Anleger in einer "Krise" in eine schlechtere oder überhaupt in eine grundsätzlich andere Position bringen sollten als einen entsprechenden Einzelwertanleger.

Fazit

Wir haben hier sieben Argumente beschrieben, die aus unserer Sicht gegen Investments in Einzelaktien durch Privatanleger und für Indexfonds sprechen, denn Einzelwertanlagen bedeuten: Überflüssiges Investmentrisiko;

höhere Kosten;

mehr Arbeit;

mehr operatives Risiko;

schlechte Integrierbarkeit in ein passives Weltportfolio;

quellensteuerliche Nachteile gegenüber ETFs;

keine Umgehung rechtlicher oder struktureller Risiken von ETFs, weil diese Risiken entweder nicht existieren oder wirtschaftlich bedeutungslos sind.

Selbst der "Ahnherr der Einzelwertanleger", **Benjamin Graham** (1894 – 1976), Autor des legendären Anlagebuches "The Intelligent Investor" und Mentor von Warren Buffett, äußerte sich gegen Ende seines Lebens skeptisch über die Sinnhaftigkeit von Anlagen in Einzelaktien für Privatanleger:

"It's worth repeating that for most investors, selecting individual stocks is unnecessary and not advisable. The fact that most professionals do a poor job of stock picking does not mean that most amateurs can do better. The vast majority of people who try to pick stocks learn that they are not as good at it as they thought; the luckiest ones discover this early on, while the less fortunate take years to learn it. A small percentage of investors can excel at picking their own stocks. Everyone else would be better off getting help, ideally through an index fund."

Dieser Artikel erschien am 27.09.2018 unter folgendem Link:

<http://www.dasinvestment.com/gerd-kommer-und-alexander-weis-warum-fonds-ein-besseres-investment-als-einzelaktien-sind/>

Bitte beachten Sie:

Die Pressemappe ist für den internen Gebrauch und nicht zur Weitergabe an Kunden, Verbraucher und Wettbewerber bestimmt.

Die Artikelsammlung wurde mit aller Sorgfalt erstellt.

Die Informationen geben Anregungen.

Sie ersetzen keine individuelle Kundenberatung durch den Vermittler im Rahmen der gesetzlichen Vorschriften.